

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 227 (1948)

Artikel: Die letzten Walser : Erzählung
Autor: Lendi, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-375327>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die letzten Walser

Erzählung von Fritz Kendi.

Unruhig flackert das Talgllicht und wirft das Schattenbild des Paters Benedikt an die rohgezimmerte Wand der großen Stube. Der Pater sitzt am Tisch, stützt den Kopf mit beiden Händen und starrt vor sich hin. Ab und zu schaut er auf und läßt seine Blicke durch den weiten Raum schweifen. Eine alte Walserstube mit vielen Büzenscheiben. Über der wurmfichigen Truhe hängen ein schmuckloses Kruzifix und zwei Bilder, die einst ein Benediger gemalt hat und die des alten Paters Eltern zeigen. Und dort steht der große Webstuhl, wo die Mutter das grobe Walsertuch verarbeitet hat. Am geistigen Auge des Mönchs ziehen alle seine Lieben vorbei: Vater und Mutter, der Neni und das Nani, die beiden Brüder und vier Schwestern, die alle längst gestorben sind. Vom Rauchfang herab hängt eine schwere Kette, an der das große Kessl befestigt ist, in dem die Mutter einst die Mahlzeiten zubereitet hat. Wie lange ist das schon her! Jetzt besorgt diese Arbeit Hannes, sein Knecht, der zugleich als Mesner amtiert.

Pater Benedikt erhebt sich, öffnet die Truhe, entnimmt ihr das Kirchenbuch, legt es auf den Tisch, öffnet es, ergreift den Gänsekiel und sagt mit zitternder Stimme die Worte, die er schreibt, vor sich hin: „Am fünfzehnten Augustus des Jahres sechzehnhundertundfünfzehn die Thönis, die letzte Walser Familie von Calfeusen, ausgewandert.“ – „Die letzten Walser“, wiederholt er mit tonloser Stimme. „Die letzten Walser! Alle sind weggezogen, alle, alle. Nur eine ist geblieben, die alte Katharina Nigg, die letzte Walserin vom Calfeusental. Und ich bin auch ein Walser . . .“

Der Pater schreitet mit langen Schritten auf und ab. Dann öffnet er eines der Büzenfenster und schaut hinaus in die Sommernacht. Sterne blitzen und flimmern über dem engen, wilden Tal. Die Tannen rauschen ihr uraltes Lied, so wie sie es schon damals gerauscht, als Pater Benedikt noch ein Bub war. Ein Bub! Jetzt ist er alt, und die Haare sind schneeweiß geworden. Die Tannen! Ja, so rauschten sie wohl schon vor hundert Jahren, als die ersten freien Walser hiehergezogen. Aus dem Wallis sind sie gekommen. Unruhige Zeiten waren damals, im Zeitraum von 1270 bis 1330, und die deutschen Oberwalliser wanderten hinüber nach Rätien und fanden eine neue Heimat auf Davos, in Arosen, im Rheinwald und Walsertal, auf dem Friesnerberg, an den Hängen des Gonzen und des Falknis und auch im Calfeusental. Glückliches Volk! Wohl waren die Walser von Calfeusen dem Grafen von Freudenberg und später dem Kloster Pfäfers zinspflichtig; aber man ließ ihnen die Freiheit und Unabhängigkeit. Auf dem Rathausboden traten die Männer alljährlich nach uralter germanischer Sitte, das Schwert oder den Speer in der Hand, zusammen und wählten aus ihrer Mitte den Talammann und den Kirchenvogt.

Auf einmal sieht der Pater sich an der Hand seines Vaters zur Landsgemeinde gehen. Wie schön war das, wenn die Sonne über dem Tal leuchtete, dem Calfeusental, wohl dem schönsten Tal auf der ganzen lieben Gotteswelt, mit seinen gewaltigen Felswänden, den

Orgeln, dem Simmel, dem Ringelkopf und dem Glaser. Und wie damals, ist alles heute noch: Alpweiden und harzgeruchverbreitende Tannenwälder und vorbei-huschende Gensrudel und Steinböcke, weite Kreise ziehende Adler und Lämmergeier erinnern an das Leben und die riesigen Eismassen des Cardonagletschers an den Tod.

Alles ist noch wie einst. Aber die Scholle war hart und farg, das Tal wurde immer unwirtlicher, Laminen und Steinrufen bedrohten die Heimstätten und die freien Walser von Calfeusen wanderten hinaus nach Bättis, nach Badura, Valens und Basön und noch weiter hinunter, bis ins Tal des Rheins. Ihn, den Pater Benedikt, den Pfäferser Mönch, hatte das Kloster vor einigen Jahren hieher beordert, in sein einstiges Heimattal, um die wenigen Walser Familien zu betreuen. Und jetzt sind alle, die nicht gestorben sind, weggezogen. Zurück ins Kloster? Nein, solange Katharina lebt, denkt der Mönch, bleibe ich.

Horch! Irgendwo ruft ein Hirte den Alpsegen:

Bhüets Gott und üser lieb Herr Jesus Christ,
Ueser Hab und Guet und alles, was hier umma ist,
Bhüets Gott und der lieb heilig Sant Jöri,
Der wohl ufwacht und hört,
Bhüets Gott und der lieb heilig Sant Marti,
Der wohl ufwacht und waltt,
Bhüets Gott und der lieb heilig Sant Peter.
Sant Peter nimm den Schlüssel wohl in die rechte Hand,
Beischließ wohl den wilden Tiera ihren Gang:
Dem Wolf da Rache, dem Bära da Taze,
Dem Rappa da Schnabel, dem Stei' de Sprung.
Bhüet is Gott vor einer bösen Stund,
Daz derigi Tier mögen weder frage noch biße,
Somenig als die Jude üseren Herrgott bischeße.
Und die lieb Muetter Gottes mit ihrem allerherzlichste Kind,
Bhüet Gott alles in üserem Tal,
Alhie und überall . . . Ave – ave Maria . . .

„Ave – Maria . . .“ widerhallt es irgendwo in den Bergen.

„Ave Maria . . .“ Aber es klingt nicht mehr in der Sprache der Heimat.

„Es sind Fremde“, sagt der vierschrötige, ergraute Knecht, der Hannes, der soeben die Stube betreten hat, beim großen Kessl niederkniet, mit Feuerstein und Zunder hantiert und ein Feuer entfacht, um das Abendbrot zu bereiten.

„Ja, Fremde,“ fährt der Pater fort, „ich und Katharina sind noch die einzigen Walser in diesem Tal.“

Er schreitet nach dem Tisch zurück und blättert wieder in dem großen Kirchenbuch. Nach geraumer Zeit liest er laut und deutlich, damit es auch Hannes hören kann:

„Immer kleiner und kleiner wird die Talgemeinde. Der Wohlstand der Zurückgebliebenen vermindert sich. Die schönsten Alpen und Hofgüter gehen in den Besitz von Fremden über. Die Alp Cardona, die Alpen Schrä und Dschen hat das Kloster erworben. Zweihundertundachtundsechzig Stöß gehören nach Gasteren, die Alp Banären kaufte Ammann Hüppi von Uznach, Winsersberg Hauptmann Brändli in Schänis und heißt nunmehr Brändlisberg. Am Andreastag des Jahres fünfzehnhundertundvierundzwanzig kauften sechs Bürger von Bilters neunzig Stöß der Alp Platten für zwei-

hundertundsechszundvierzig Gulden Churer Währung . . .

Der Pater klappt das große Kirchenbuch zu. Es entföhrt dem alten Mönch ein leiser Seufzer.

„Die Salgemeinde von Calfeusen besteht nicht mehr. Die freien Walser . . .“

„Es gibt keinen Ammann mehr,“ unterbricht Hannes, „niemehr treten hier zu Sankt Martin die Männer zusammen zur Landsgemeinde.“

Die beiden schweigen – lange, lange. Es ist sonderbar still in der Stube. Man hört nur das Knistern des Feuers, das Hannes entfacht, und das ganz leise, leise Pochen des Holzwurms, der irgendwo in der Wand oder in der alten Truhe an der Arbeit ist.

Hannes stellt die Brenne auf den Tisch. Der Pater

bekreuzigt sich, der Knecht tut es ihm nach und dann beten sie: „Vater unser, der du bist in dem Himmel – gib uns heute unser täglich Brot . . .“ Sie setzen sich und tauchen die hölzernen Löffel in den dicken Brei und essen langsam und bedächtig. Nachdem man das einfache Mahl zu sich genommen hat, geht Hannes nach seiner Kammer, um sich zur Ruhe zu legen. Pater Benedikt aber öffnet wieder eines der Buzenfenster, setzt sich auf einen Stuhl und schaut hinaus in die Nacht. Er denkt an Katharina, die letzte Walserin vom Calfeusental, er denkt an den Vater, an die Mutter und die Geschwister, und die Jugendzeit, sein sein ganzes Leben zieht an ihm vorbei.

Er sieht sich als Bub, wie er mit den Geißen durch Alpenrosen- und Heidelbeersfelder der Alp zuwandert. Und die kleine gleichaltrige Katharina Nigg begleitet ihn. Lustig bimmeln die Schellen der Geißen. Benedikt läßt einen Jauchzer erschallen und ab und zu knallt er übermütig mit der Geißel, so daß die Geißen einen Augenblick erschrocken aufblicken und das lustige Gebimmel der Glöcklein für kurze Zeit verstummt. Benedikt und die flachshaarige, muntere Katharina sitzen auf einem bemoosten Stein und schauen hinüber nach dem gewaltigen Cardonagletscher, dessen Eis wie reines Silber im Sonnenlicht zu funkeln und zu blitzen beginnt.

„Kathi,“ sagt Benedikt plötzlich, „wenn ich groß bin, gehe ich ins Land hinunter und will Geld verdienen. Und wenn ich wieder komme, baue ich ein Haus und einen großen Stall und kaufe viele Kühe und Geißen und Schafe dazu. Dann bin ich ein reicher Bauer und werde vielleicht Salammann und du mußt dann die Ammännin sein.“

Der kleine Benedikt stellt sich mit gespreizten Beinen vor Kathi hin und schaut ihr ernst in die Augen.

„Willst du? Weißt ich meine – mein Weib sollst du dann sein. Geld, du willst?“

„Ja,“ sagt Kathi, „ich will, aber auch dann, wenn du nicht Ammann bist und nicht so viele Kühe hast.“

„Du willst, Kathi? Sag – sicher – ganz sicher!“

„Ganz sicher – ich – ich will . . .“

Plötzlich ist es, als wollte die Sonne sich verfinstern, als flöge eine schwarze Wolke über die beiden hinweg. Sie schauen auf. Ein Adler kreist hoch über ihnen. Benedikt stellt sich vor Kathi hin, wie um sie zu schützen, und zieht sein Messer.

„Das Kathi laß in Frieden, Vieh, du verdammts.“

Er wirft seinen Hirtenstock nach dem gewaltigen Vogel, erfaßt Kathi mit der Linken am Handgelenk, in seiner Rechten aber blizt das Messer. Neckernd springen die Geißen unter einen vorspringenden Felsen, um dort Schutz zu finden. Der Adler aber schraubt sich immer höher empor, um dann irgendwo hinter den gewaltigen Felsen der Orgeln zu verschwinden. Benedikt jauchzt und jöhlt und die Geißen kommen wieder aus ihrem Versteck hervor.

Während des ganzen, langen Sommers, Tag für Tag, geht Kathi mit dem jungen Geißhirt auf die Alp. Und auch in den folgenden Jahren, als er schon lange

Rinderhirt geworden, ist es so. Dann aber kommt der Herbst, wo es auf der Alp kalt und öd und leer wird. Schneestürme durchbrausen das Tal, es wird Winter und der Schnee reicht bis zu den Stubenfenstern hinauf. Benedikt und Kathi gehen zusammen zu Pater Johannes, der sie im Schreiben, Lesen und Rechnen unterrichtet. Am Abend sitzen sie bald in der Stube von Katharinas, bald wieder in jener von Benedikts Eltern. Sie üben sich im Schreiben und Lesen, und dann hören sie wieder gespannt, was der Neni oder das Nani erzählt. Sie erzählen vom wilden Geisterführer, der nachts seine Herde durch das Tal treibt, von den Wildmännlein und Kobolden, den schönen Dialen, von der Schneekönigin und vom Nachtvolk und vom Totenvolk.

Jahre eilen dahin. Benedikt begleitet Kathi eines abends nach Hause. Unzählige Sterne leuchten über dem Tal. Es ist tiefer Winter, aber nicht mehr kalt, denn der Föhn zieht durchs Land. Bei der großen Wettertanne, die sich in der Nähe von Kathis elterlichem Hause erhebt, bleiben die beiden, wie gewohnt, stehen,



um sich „Gute Nacht“ zu sagen. Benedikt erfasst des Mädchens Hände, wie er es immer tut, bevor er sich verabschiedet und den Rückweg antritt. Kathi aber ist, als drücke er ihre Hände fester als sonst.

„Sie ist schön,“ denkt Benedikt, „die Schönste im Tal.“ Kathis Augen sind so blau wie das Wasser eines tiefen, stillen Bergsees und das Haar, das ihr in zwei dicken Zöpfen auf den Busen niederfällt, ist so golden wie dasjenige von einer guten Bergfee, von der das Nani an den langen Winterabenden so oft erzählt.

„Kathi, der Vater Johannes hat gesagt, ich solle auf die Lateinschule gehen zu den Mönchen im Kloster Pfäfers.“

„Zu den Mönchen . . .“ sagt Kathi mit fast ängstlich klingender Stimme. „Du – willst – willst – fort von hier?“

„Vater Johannes wird mit dem Vater sprechen. Weißt du, ein Medicus möchte ich werden, ein Wundarzt . . .“

„Und dann – kommst du wohl – lange nicht mehr – ins Tal? Vielleicht bleibst – du – für immer fort. Hier in unserem Tal war noch nie ein Medicus . . .“

„Nein, nein, Kathi. Ich gehe nicht für immer fort. Ich komme wieder. Ich möchte der Arzt unseres Tales werden, aber auch der Dörfer im Taminatal und vielleicht auch der Arzt der Bresthaften, die jeden Sommer beim Brunnquell im Pfäfersbad Heilung suchen.“

„Aber jetzt gehst du noch nicht fort, Benedikt . . .“

„Vielleicht im Frühling. Aber wenn ich dann Medicus bin, mußt du mein Weib werden. Willst du?“

„Ja, ich will. Aber auch dann, wenn du nicht auf die Lateinschule gehst und kein Wundarzt wirst und ein Bauer und Hirt bleibst wie alle andern im Galseusental.“

„Ein Bauer! Freilich bleibe ich ein Bauer. Aber ich bin dann Bauer und Wundarzt dazu.“

Der Föhn jauchzt und jöhlt und mächtig rauscht die gewaltige Wettertanne. Dann kracht es, als ob ganz in der Nähe ein Blitz durch den tiefen Schnee hindurch in die Erde gefahren wäre. Ein unheimliches Gepolter und Donnern und es ist, wie wenn das ganze Tal auseinanderbersten wollte. Erschrocken fährt Kathi zusammen.

„Das – ist – –“ sagt Kathi kaum hörbar und mit angsterfüllter Stimme „der – wilde Küher, der – Geisterjenn, der seine Herde zu Tale treibt . . .“

Benedikt lacht hell und übermütig, und indem er sagt, „eine Laui ist zu Tale gefahren“, zieht er Kathi an sich heran und küßt sie auf beide Wangen und dann mitten auf den Mund. Es ist das erstemal. Sie läßt es geschehen und küßt ihn wieder mit leidenschaftlicher Innigkeit und flüstert:

„Ja, ich will – – ich will dein Weib werden – ob du dann ein – – Medicus wirst oder nicht . . .“

„Donnerwetter!“

Wieder fährt das Mädchen erschrocken zusammen. Das ist die Stimme ihres Vaters, der soeben aus dem Haus getreten ist.

„Donnerwetter, den halben Wald hat die Laui niedergelegt“, sagt schimpfend Kathis Vater, geht wie-

der ins Haus zurück und schlägt wütend die Tür hinter sich zu.

„Der Vater hat uns nicht bemerkt, Benedikt.“

„Und wenn er uns auch bemerkt hätte! Ha, ich werde ohnehin bald zu ihm gehen und ihn wissen lassen, daß du meine Braut geworden bist.“

Noch einmal zieht er sie an sich heran und küßt sie. Dann eilt sie ins Haus und Benedikt tritt den Heimweg an. Er ist ein stattlicher Bursche mit dunklem Haar, das er von seiner Mutter hat, die keine Walserin, sondern eine Taminatalerin ist. Sein Gesicht ist braungebrannt, die Augen sind so licht wie jene des Vaters und sein Gang ist so aufrecht wie der des Talammanns. Mit langen Schritten geht er durch den Schnee.

„Kathi, meine Braut“, sagt er zu sich selbst. „Auf die Lateinschule – Medicus, Medicus – und dann – Kathi – mein Weib . . .“

Ab und zu bleibt er stehen und schaut hinaus in die sternklare, söhnige Winternacht, schreitet wieder langsam von dannen und summt die Melodie eines Liedes vor sich hin, das er von einem Benediger gelernt.

„Das Maidlein, das ich meine,

Das ist hübsch und fein, ja fein.

Wenn ich daselbe anblicke . . .“

Wieder kracht und donnert es in den Bergen. Was kümmerts Benedikt. Er singt den Vers zu Ende.

„Freut sich das Herze mein,

Des eigen will ich sein . . .“

Er ist beim väterlichen Hause angekommen. Vor der Tür steht mit verschränkten Armen der Vater und horcht in die Nacht hinaus.

„Von Jahr zu Jahr mehrten sich die Lauenen“, sagt der Vater zu seinem Bub. „Sie erschlagen uns den Wald und bedrohen unsere Heimstätten. Immer unwirtlicher wird es in Galseusen. Kein Wunder, daß so mancher das Tal verläßt.“

„Und um Hörige des Klosters und des Landvogts zu Gargans zu werden“, erwidert trotzig Benedikt.

„Es läßt sich leichter leben dort unten, Bub. Der Boden ist nicht so karg wie hier. Ich habe auch schon daran gedacht . . .“

„Vater, auch das Taminatal ist ein raues Tal und ganz unten überschwemmt gar oft der Rhein die Felder und Dörfer. Bei uns donnern die Lawinen, bedrohen Bär und Adler die Herden, wir leben auf harter Scholle, aber wir sind frei!“

„Frei! Du hast nicht unrecht, Bub. Wir wählen den Ammann frei aus unserer Mitte, haben eigenen Stock und Galgen, aber . . .“

„Vater, seht dort“, unterbricht Benedikt und zeigt mit der Rechten gen Himmel, „seht dort fällt ein Stern.“

„Darfst einen Wunsch tun, Bub. Aber niemand darf man den Wunsch verraten, weil er sonst nimmer in Erfüllung geht . . .“

„Ich weiß es, Vater. Ich wünsche mir etwas, mir und Euch und dem ganzen Tal.“

Benedikt ist ein Klosterschüler geworden. Er lernt fleißig, und seine Lehrer, die Mönche zu Pfäfers, sind

zufrieden mit ihm. Oft aber steht er am Fenster seiner Zelle und schaut hinüber zu den Hängen des Monteluna, zu dem sonnigen Valens und dem niedlichen Basön. Herdenglockengeläute klingt an sein Ohr, und dann wandern seine Gedanken bis nach Bättis, dem hintersten Dorf des Taminatales, wo sich rechter Hand ein anderes Tal öffnet, die Heimat, das Calfeusental mit seiner wilden, unvergleichlichen und gewaltigen Schönheit. Nicht selten hat der junge Walser Heimweh. Aber die Zeit des Lernens, denkt er, geht auch vorüber, und dann geht er wieder heim zu Vater, Mutter, Geschwistern und zu Kathi, die ihm beim Abschiednehmen Treue versprochen hat. Eines Abends richtet ein Pater an ihn die Frage, ob er nicht Lust hätte, Geistlicher zu werden. Benedikt schüttelt den Kopf und lächelt dabei. Auch der Pater lächelt und erhebt drohend den Zeigefinger und zwinkert schalkhaft mit den Augen.

„Wenn Kathi nicht wäre,“ denkt Benedikt, „dann könnte es vielleicht möglich sein. So aber werde ich ein Medicus.“

Wochen und Monate eilen dahin. Es wird Herbst und Winter und wieder Frühling. Der Sommer geht abermals vorbei und so reißt sich ein Jahr an das andere, und Benedikt kommt seinem Ziel immer näher. Ab und zu gestattet man ihm, die Seinen zu besuchen. Und wenn er jeweilen wieder talwärts wandert, dem Kloster zu, füllt Kathi sein ganzes Sinnen und Denken aus und er singt:

„Das Maidlein, das ich meine, das ist hübsch und fein, ja fein . . .“

Er singt das Lied auch etwa im Kloster, aber ganz, ganz leise, damit es die Mönche nicht hören können. Wenn draußen, vor dem Hauptportal, Schellen und Glocken erklingen und das Hüft und das Hott der Säumer an sein Ohr dringt, die mit ihren Kossen allerlei Waren über den Runkelspaß befördern, eilt er ins Freie, um nachzusehen, ob keine Bekannten aus Bättis oder gar aus dem Calfeusental dabei sind. Nicht selten hat er Glück, und dann erkundigt er sich nach den Seinen und nach Kathi und bittet den betreffenden Säumer, einen schönen Gruß nach Calfeusen hineinzufragen. An einem Sommerabend erzählt ihm ein Fuhrmann, daß der Jäckli Gort wieder daheim sei.

„Jäckli Gort? Wer ist das?“

„Der Gort ist ein Bättner, hat vor Jahren Handgeld genommen und hält sich wieder in Bättis auf. Er trägt ein Wams aus Seide mit einem großen Spitzfragen, bis über die Knie herauf ragende Stiefel, ein Barett mit einer wallenden Feder darauf, und wenn er zur Kirche geht weiße Handschuhe mit Stulpen.“

„Was kümmert mich dieser Jäckli Gort.“

„Mußt aufpassen, sage ich dir, aufpassen . . .“ erwidert der Säumer. Und dann flüstert er Benedikt ins Ohr: „Er hat es auf Katharina Nigg abgesehen. Ha, allen Weibern verdreht der Jäckli den Kopf.“

„Allen Weibern. Aber Kathi nicht . . .“

„Weiß nicht, weiß nicht. Hü Kohli, hü!“ sagt der Säumer und trottet mit seiner Rosinante von dannen.

„Ha, ha!“ lacht Benedikt und geht ins Kloster zurück.

„Nein, nein, Kathi läßt sich von so einem seidenen Lappen nicht den Kopf verdrehen.“

„Das Maidlein, das ich meine, das ist hübsch und fein, ja fein . . .“

Der Lateinschüler singt das Lied nicht mehr ganz so wie sonst. Und nachts wird er oft von wirren und wilden Träumen gepeinigt. Er sieht im Geiste den Söldner, wie er ins Tal hineinwandert, Kathi den Hof macht, und – ach, er hat ja Kathi schon so lange nicht mehr gesehen. Benedikt ersucht um einige Tage Urlaub, die ihm gewährt werden. In aller Herrgottsfrühe wandert er taleinwärts. Tief unten in der rauchenden, dampfenden Schlucht, wo der heilbringende Brunnquell entspringt, tost die Tamina, der Fluß, der aus der Heimat kommt. Ab und zu schaut der Wanderer über die grausige Schlucht hinweg auf grüne, liebliche Hänge, hinüber zu den zerstreuten Höfen und Hütten und den niedlichen, sonnigen Dörfern des vorderen Taminatales. Der Weg ist schmal und führt durch gemischten Wald. Aber der Wald lichtet sich immer wieder. Weit hin leuchtet das dunkle Grün der Alp Bindels und des Monteluna. Das Tal ist so schön, daß der Wanderer die Worte des Säumers, die ihm am Herzen nagen, zu vergessen scheint. Stundenlang geht die Wanderung. Weiter, immer weiter, nach Bättis. Vor dem Wirtshaus begegnet ihm jener Säumer.

„Wenn du dich beeilst, holst du sie vielleicht noch ein.“

„Wen hole ich ein?“

„He ja, die Katharina Nigg war da. Sie hat eingekauft, und der Jäckli Gort begleitet sie nach Hause.“

„Wie – was – der Jäckli Gort – – und Kathi? Nein, du lügst – das ist – das ist nicht wahr.“

„Ha, er ist ein feiner Kerl, der Jäckli. Poß tausend! Trotzdem er etwas Höheres ist, wie er sagt, Hauptmann oder so etwas, und trotz des seidenen Wamses trägt er ihr das Käff.“

„Es ist nicht Kathi“, sagt Benedikt troßig und geht seines Wegs.

Je weiter das Dörfchen Bättis hinter ihm liegt und je weiter er ins heimliche Tal kommt, desto mehr beeilt er sich. Sein Herz klopft zum Zerspringen, seine Schläfen hämmern, und Schweiß rinnt von seiner Stirn. Tausend Stimmen dringen aus den Wassern der unbändig dahin stürmenden Tamina an sein Ohr.

„Jäckli Gort. Jäckli Gort – Kathi. Kathi – Katharina Nigg.“

„Nein, das kann nicht sein. Und doch! Dort oben – schreiet ein Paar fürbaß. Nein – sie ist es nicht.“

Er eilt rascher. Jetzt! Der Atem will ihm stocken. Es ist Kathi, und neben ihm schreiet ein Mann in fremder Tracht. Es ist wahr, was der Säumer gesagt hat. Der Jäckli trägt ihr das Käff. Ha, es dauert nicht mehr lange, so wird er die beiden eingeholt haben. Und dann wird der seidene Lappen, der fremde Huddli, der seiner Braut nachstellt, heimgeschickt. Das Paar hat die größte Steigung hinter sich. Beim Rant, dort wo der Weg in den Wald hineinbiegt, bleiben sie stehen. Der Fremde stellt das Käff auf den Boden. Kathi, tatsächlich, es ist Kathi. Benedikt möchte aufschreien vor Schmerz und wildem Weh. Der Fremde umarmt und küßt sie. Benedikt kann nicht hinsehen. Er schließt die Augen und ihm ist, als hätte ihm der fremde Söldner den Degen mitten ins Herz hinein gestossen. Und wie er wieder aufschaut,

ist das Paar im Wald verschwunden. Obgleich die Sonne hoch am Himmel steht, ist Benedikt, wie wenn es Nacht werden wollte. Er will laut „Kathi – Kathi“ rufen. Irgend etwas schnürt ihm die Kehle zusammen. Unsagbarer Schmerz ergreift ihn. Und langsam, wie einer, dem man soeben eine tiefe Wunde, die niemehr heilen wird, geschlagen hat, geht er Bättis zu. Dort ruft ihm der Säumer nach:

„He, hast du die beiden noch eingeholt? Ja, ja, der Jäckli! So einem Prachtskerl hält kein Weibsbild stand.“

Wieder eilen Wochen und Monate dahin, und ein Jahr reiht sich an das andere. Benedikt ist nie mehr daheim gewesen.

Eines Tages aber geht die Kunde durchs Calfeusental, daß der Benedikt Priester geworden. Wenn einer Mönch wird, nimmt er für gewöhnlich einen andern Namen an. So sehr bei den Benediktinern dieser Name auch begehrt ist, heißt im Kloster kein einziger Pater so, und der junge Walser im Priestergewande heißt weiterhin Benedikt. Erst nach Jahren besucht er wieder das Tal seiner Jugend. Einmal begegnet er auch Kathi – Katharina Nigg. Er drückt ihr stumm die Hand. Ihre Augen füllen sich dabei mit Tränen. Sie ist in ihrem Schmerz noch schöner als einst. Jenes Lied, das er so oft gesungen, hat der Mönch schon lange verlernt. Aber er denkt an ein anderes Lied.

„Ach Elfelein, liebes Elfelein
Wie gern wär ich bei dir!
So sein zwei tiefe Wasser
Wohl zwischen dir und mir . . .“

Er empfindet tiefes Mitleid mit Katharina, weiß er doch, daß der Jäckli Gort wieder ins Mailändische gezogen und dort verdorben und bei irgend einem Treffen gefallen ist.

Aus den Jahren werden Jahrzehnte. Die Eltern Benedikts und dann auch seine Geschwister, sinken ins Grab, und immer größer wird die Zahl derer, die das unwirtliche Calfeusental verlassen und ein angenehmeres Leben gegen die Freiheit vertauschen. Das Alter beginnt Benedikt aufs Haupt zu schneien. Er ist der frömmste Mönch des Klosters Pfäfers und ein weitherum bekannter Wundarzt und hochgeachtet und verehrt von den

Konventualen, vom Fürstabt und vom Volke. Und eines Tages, nachdem Pater Michael gestorben, erteilt ihm das Kloster den Auftrag, an Stelle des Verstorbenen im Calfeusental die wenigen dort noch ansässigen Walser und im Sommer die Hirten auf den Alpen zu betreuen. Hannes, der Klosterknecht begleitet ihn. Pater Benedikt bezieht sein väterliches Haus, in dem während den letzten Jahren ein Better von ihm, der unlängst gestorben, gewohnt hat. Alle sind nun weggezogen oder schlafen neben dem Kirchlein. Im Winter sind auch die fremden Hirten fort und dann hat der Pater nur noch eine zu betreuen, Katharina! Wenn er ihr jeweilen die

Hand zum Gruß oder Abschied reicht, schimmert es feucht in ihren Augen. Ab und zu plaudern sie auch von ihrer Jugendzeit, von den Eltern und Geschwister, von der Alp und von den langen Winterabenden, an welchen das Nani und der Neni vom Nachtvolk, vom Totenvolk und vom Geisterführer erzählt, nie aber von jenen Tagen der Liebe. Sie tun es nicht, weil eines dem andern nicht weh tun will und weil das Priestergewand verbietet, derartige Dinge zu berühren.

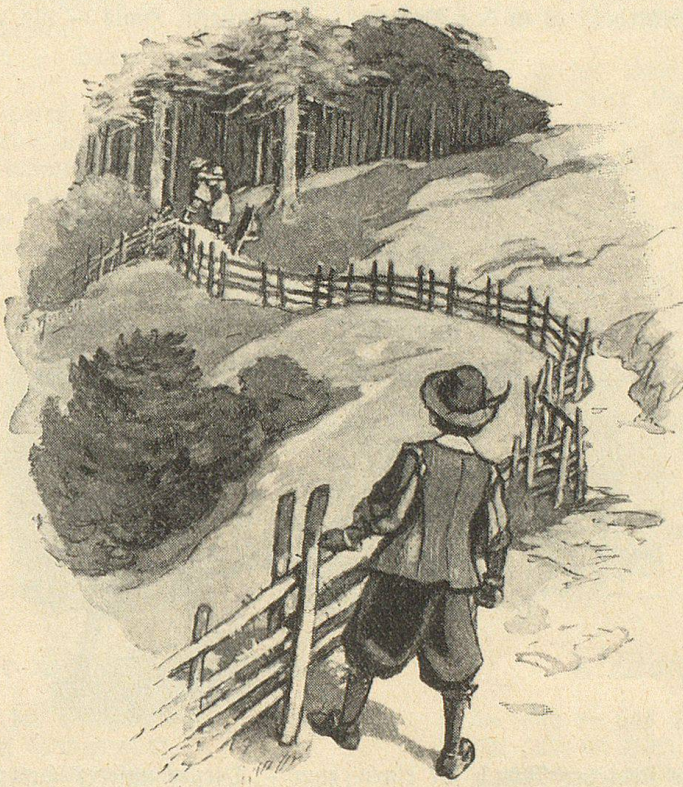
Pater Benedikt erschrickt. Die Uhr schlägt drei Uhr. So lange hat er dageessen. Die Jugendzeit, das ganze Leben mit vielen Einzelheiten ist an ihm vorbeigezogen. Er steigt die knarrende Treppe empor,

die hinauf zu seiner Kammer führt.

„Drei Uhr,“ sagt er vor sich hin, „drei Uhr! Drei sinds, die man heilig heißt: Vater, Sohn und heiliger Geist.“

Einige Tage später erfüllen Jauchzen und Jöhlen und das Klingen unzähliger Schellen und Glocken das sonst so stille Tal. Alpabfahrt: Die fremden Hirten verlassen mit ihren Herden die Alpen. Ein Senntrum nach dem andern zieht talauswärts. Lustig bimmeln die Glöcklein der vielen Geißen und dumpf und schwermütig tönen die riesigen Treicheln der Kühe. Jede Heerkuh trägt zwischen den Hörnern einen Blumenturm, und die breitrandigen Hüte der Sennen und Hirten sind mit bunten Bändern geschmückt.

„Hüß und Hott und – Loba – Loba . . .“ rufen die Hirten. Pater Benedikt steht mit seinem Weihwedel am Weg und besprengt die vorbeiziehenden Herden und Hirten mit dem geweihten Wasser. Vorbei! Kaum aber,



daß der Pater und Hannes ins Haus getreten sind, ertönen abermals Schellen und Treicheln und weithin schallende Jauchzer und das „Loba - Loba“ - und wieder eilt der Pater ins Freie und erfüllt seine priesterliche Pflicht.

Die Alpen sind entladen. Eine große Einsamkeit zieht durchs Tal. Der Pater und sein Knecht sind tagelang unterwegs. Sie gehen von einer Alp zur andern, bis hinein zum Eisstrom des Cardonagletschers, und der alte Benediktiner segnet die Weiden und die leeren Wohnstätten der Hirten und Sennen.

„Blüet alles in unscherem Tal . . .“ ruft er, „allhier und überall . . . Ave, ave Maria . . .“

„Ave . . . Maria - -“ widerhallt es in den Bergen.

Eines abends, nach dem die beiden von einer solchen Alpwanderung zurückgekehrt sind, steht das Knechtlein der Katharina unter der Haustür und läßt den Pater wissen, daß es Katharina nicht gut gehe und daß sie die letzte Wegzehrung begehre.

„Die letzte Wegzehrung“, sagt Pater Benedikt und wendet seine Schritte dem Kirchlein zu. Und als er wieder im Freien erscheint, mit der Stola angetan und der hölzernen Monstranz in der Hand, sinken Hannes und das Knechtlein in die Knie und bekreuzigen sich. Der Pater segnet sie und dann schreiten die drei langsam den Berg hinan.

Bei der großen Wettertanne vor Katharinas Haus steht der Mönch für einen Augenblick still, wie um sich zu besinnen.

„Hier hat Kathi gesagt“, flüstert er zu sich selbst, „daß sie mein Weib werden wolle, auch dann, auch dann, wenn ich kein Medicus werde, sondern ein Bauer bleibe wie alle andern Walser im Galtseufental. Und dann - der Jäckli Gort. Ach - es ist schon lange her.“

Er bedeutet seinen Begleitern, auf ihn zu warten. Und dann betritt er allein das Haus und die große Stube, wo in einem Himmelbett die alte, franke Katharina liegt.

Bist krank - Kathi - Katharina.“

„Benedikt“, sagt sie kaum hörbar, „mußt mir die letzte Wegzehrung geben.“

„Wir sind beide alt, Katharina, bald achtzig, und da tut man gut, wenn man sich Tag für Tag auf die Ewigkeit vorbereitet. Aber es wird schon wieder gut werden. Das Sakrament wird dir neue Kraft geben.“

„Ja, Pater Benedikt, es wird alles gut werden.“

Er zündet die beiden Kerzen an, die er mitgebracht

hat und waltet seines Amtes. Still und friedlich liegt sie da. Er neigt sich, nachdem sie das Sakrament empfangen und den Heiland geküßt hat, tief zu ihr hinab.

„Katharina. Wir sind einen weiten Weg gegangen.“

„Einen - weiten Weg.“

„Weißt du noch, damals auf der Alp und in der großen Stube bei meinen Eltern und beim Nani und dem Neni?“

„Benedikt - und bei - Pater - Johannes, wo wir - lesen und - schreiben lernten. Wie - schön - war es - doch . . .“

„Es war schön.“

„Und dann - - Benedikt bei - - der großen Tanne - vor unserm Haus - als wir. Ach - ja - dann -

haben - sich - unsere Wege getrennt - für immer - immer . . .“

„Bei der - großen Tanne.“

Pater Benedikt erschrickt. Beide schweigen lange. Dann ist dem Priester, als wäre Katharina viel jünger als sie in Wirklichkeit ist, als wäre sie wieder fast so wie damals. Er neigt sich noch tiefer zu ihr hinab, so tief, daß sein schneeweißes Haupt auf den Bettrand sinkt und seine Knie den Boden berühren. Katharina legt ihre zitternden Hände auf seinen Kopf.

„Der - - liebe Gott - hat - es so - haben wollen. Du - - warst nicht - zum Medicus und - nicht zum - Bauer - du warst -

zum - Diener unseres Herrn - und unserer - lieben - Frau - bestimmt.“

„Ja, Katharina. Der liebe Gott hat mich . . . Und der liebe Gott - hat vielleicht damals - den Jäckli - Gort.“

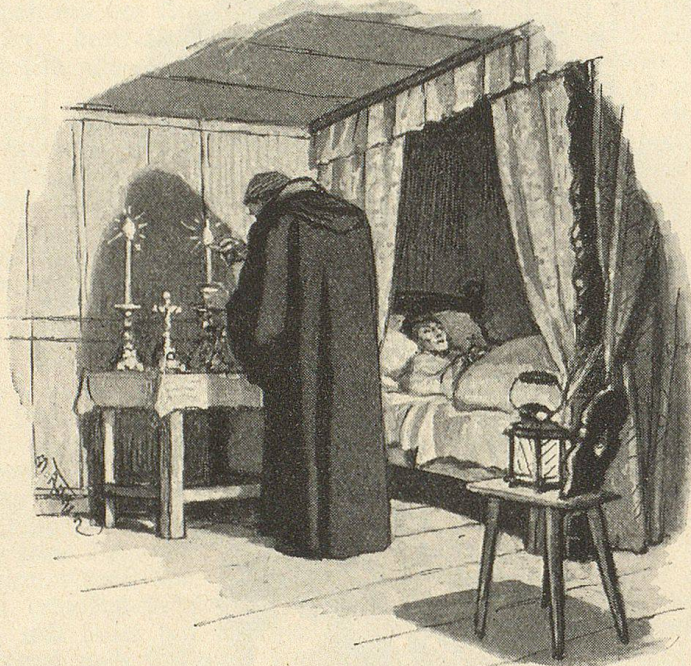
„Der - Jäckli - Gort. Er - ist - verdorben - gestorben. Der Jäckli - Gort . . .“

„Hast - ihn lieb - gehabt - den Treulosen - Katharina?“

„Benedikt, Benedikt - - nein - nein, ich habe ihn nicht . . .“

Dem Mönch ist es, als wäre er wieder jung, wie damals. Und dann erzählt er Katharina von jenem Säumer, der ihn vor Jäckli Gort gewarnt, wie er, von Eifersucht gequält, Urlaub genommen und so fort.

„Benedikt - Benedikt du hast nicht recht - hingeschaut. Als der Jäckli Gort - mich küssen - wollte, habe ich - - mich von ihm - losgerissen - und bin - gerannt, gerannt - wie ein - gehektes Wild - - bis ich daheim war. Als - der Gort, der mir nach-



geilt, das Räff - vor die Haustür stellte - habe ich
- ihm zugerufen, daß - ich deine Braut sei - - und
keines andern Weib werde als . . ."

"Keines andern Weib!"

"Benedikt - wärest du hinauf gegangen - bis zum
Ranf, wo der Weg in - - den Wald ein - biegt,
dann würdest du gesehen haben, daß ich . . ."

"Verzeih, Kathi", sagt der Pater mit tonloser Stim-
me, die von einem leisen Schluchzen begleitet ist.

"Nicht - traurig sein, - Benedikt. Der - - liebe
Gott - hat es - so haben - wollen. Und er - hat es
- mit uns - gut - gemeint."

"Mit uns gut gemeint, Katharina - mit uns, den
letzten Walsern vom Calfeusental."

"Den letzten - Walsern - Benedikt. Wir wollen
- - beten . . ."

Und der Pater betet: "Vater unser, der du bist in
dem Himmel . . . gib uns heute unser täglich Brot . . .",
und mit ganz schwacher Stimme, die immer schwächer
und schwächer wird, betet Katharina: "Heilige Maria
- Mutter - Gottes - bitt - für uns - jetzt - und
- in der Stunde - des Absterbens . . ."

Es ist still in der großen Walserstube, heilig still.

"Katharina, es wird wieder gut werden. Ich werde
im Tal bleiben, den ganzen Winter über und jeden Tag
zu dir kommen und mit dir beten."

Katharina scheint sehr müde zu sein, sehr müde, denn
sie antwortet nicht mehr. Langsam erhebt sich Pater
Benedikt. Wie friedlich Katharina doch da liegt. Und
wie ganz anders sie auf einmal ist, ganz wie damals
unter der Tanne.

"Kathi" sagt er, "Kathi . . ."

Er sieht, daß sie tot ist.

"Kathi, Kathi", sagt er immer und immer wieder,
und jedesmal, wenn er Kathi sagt, befreuzigt er sich.
Er schwankt ins Freie und sagt es den andern, dem
Hannes und dem Knechtlein. Man legt Katharina in
den Totenbaum, den sie sich, wie es Brauch und Sitte
bei den Walsern ist, schon zu Lebzeiten zimmern ließ.
Pater Benedikt selbst hält die Totenwache.

Zwei Tage darauf kommen einige Leute von Bättis
herauf, um der letzten Walserin von Calfeusen die letzte
Ehre zu erweisen. Sie begraben sie bei ihren Ahnen
neben dem alten Kirchlein, und Pater Benedikt ze-
lebriert die Totenmesse. Die Leute steigen wieder zu Tal,
auch Katharinas Knechtlein schließt sich ihnen an, und
nun sind der Pater und Hannes die einzigen Menschen
im Calfeusental.

"Hannes," sagt der Pater, "nun gehen wir zurück
ins Kloster." Zum letzten Mal betritt der greise Mönch
das Kirchlein der freien Walsen zu Sankt Martin.
Hannes erschrickt, denn der Pater löscht das ewige Licht
aus, und es ist, als ob es auf einmal ganz finster werden
wolle im Tal. Der Pater geht auf den Friedhof und
begräbt die hölzerne Monstranz tief in der Heimaterde.
Schweigsam schreiten dann die beiden talauswärts. Der
Pater sagt unterwegs zu sich selbst:

"Warten lassen auf mich tue ich nicht, Kathi. Bald
bin ich bei dir."

Der Winter naht. Gewaltige Stürme toben vom
Cardonagletscher herab. In Bättis sagen sie, der Gei-
sterführer ziehe mit seiner Herde über die Alpen. Dann
beginnt es zu schneien, und es schneit und schneit, als
müßte das Calfeusental für ewig untergehen. Eines
Tages aber bringt ein Säumer von Pfäfers herauf die
Kunde, daß nun auch der gute, greise Pater Benedikt
gestorben sei.

Tu' deine Pflicht!

Das Uhrwerk läuft, der Pendel tickt,
Der Zeiger sacht von dannen rückt
Und deutlich hört man wie er spricht:
Nütz deinen Tag, tu' deine Pflicht.

Tu' deine Pflicht, nütz' deinen Tag,
Wer weiß wie bald es dunkeln mag,
Und schilt ihn nicht bedeutungslos,
Was ist uns klein, was ist uns groß.

Sag nie ich muß, sag stark und still
Die Zauberformel stets: ich will.
Ich muß, spricht der verdross'ne Knecht,
Ich will, gibt frohes Herrenrecht.

Nur wenn du willst, nicht wenn du mußt,
Wird dein Tagwerk dir zur Lust.
Wie Rosenflor aus Dornen spricht:
Nütz' deinen Tag, tu' deine Pflicht.

Edwin Hegner.

's Wöigli

An jedre vo üüs Mäntsche
Hät üüch im Härz ä Woog;
's gygampfed druuf 's ganz Läbe,
All Stunde Freud und Ploog.

Nie rüebig stoh blybt 's Jüngli.
Die Gwichtstei sind nüd glych.
I jedre Seel wird gwooge,
Um d'Wält und 's Himmelrych.

Und höirt das Wöigli gaage,
Gönd lyslig d'Auge zue,
Sä holt ä schwarze Wage
Sim i die ebig Rueh.

Jez gwahrt der undereinischt
Der Gründ und au der Find,
Was Sunntig und was Wächtig,
Was Mäs und Gwichtstei sind.

Otto Hellmut Eienert.

Wöigli = kleine Waage gygampfed = schaukelt; rüebig = ruhig